

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Carla Guelfenbein

Stumme Herzen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

[Daniel]

Irgendwo auf der Welt gab es jemanden, der die Schuld für deinen Tod trug. Täglich wuchs diese Überzeugung in mir, über Wochen und Monate, hämmerte in meinem Kopf, bis ich es fast nicht mehr ertrug. Aber wer? Warum? Nie hätte ich gedacht, dass die Antwort so nah liegen könnte, dass sie mich, wenn ich mich umdrehte, anblicken würde.

Ich weiß noch, wie ich an jenem Tag, nachdem ich Brot fürs Frühstück gekauft hatte, auf den Stadstreicher des Viertels stieß. Er richtete drohend seinen gebrochenen Blick auf mich. Ich beschleunigte meinen Schritt, reihte mich ein in den Strom der Passanten in Wintermänteln, die der Morgennebel verschluckte. Eine Gruppe Jugendlicher überquerte die Straße. Die Mädchen trugen bunte Schals und tuschelten miteinander, die Jungen schrien und schubsten sich wie tollpatschige Welpen. Ihre Unbeschwertheit verstärkte die Unruhe, die der Anblick des Obdachlosen in mir hinterlassen hatte.

Jeden Vormittag, bevor ich zu dir ging, fragte ich mich, wie dein Gemütszustand sein würde. Vorhersagen ließ er sich nie. Deine Stimmung hing von deinen Träumen ab, vom Licht des Tages und der Temperatur, von zahllosen Umständen, die es mir nie ganz zu durchblicken gelang. Manchmal redetest du wie ein Wasserfall, dann wieder schienst du vollkommen absorbiert von den Stimmen einer inneren Welt.

Als ich an deine Tür kam, setzte Arthur sich päpstlich würdevoll vor mich, während Charly mit wedelndem Schwanz herumsprang. Ich wollte dir vorschlagen, nach dem Frühstück einen Spaziergang zu machen.

Trotz deines Alters hattest du ein züliges Tempo. Wer uns von weitem sah, hätte kaum geglaubt, dass du mehr als fünfzig Jahre älter warst als ich.

Wenige Tage nachdem ich neben dich gezogen war, sah ich dich mit der Kletterpflanze vor deiner Haustür kämpfen. Sie habe über Nacht so stark ausgetrieben, sagtest du, dass sie einen Angriff auf deine Freiheit darstelle. Du sprachst von der Pflanze, als wäre sie ein Wesen aus Fleisch und Blut, während du gleichzeitig versuchtest, ihr mit einem Küchenmesser den Garaus zu machen. Ich holte meine Gartenschere, stutzte die Ranken, und nach einer Weile waren wir in ein angeregtes Gespräch vertieft. Ein paar Wochen zuvor hatte ich in der Zeitung ein Foto von dir gesehen. Ein wichtiger Kritiker der *New York Times* hatte dein Werk gelobt, und Lokalzeitungen hatten die Besprechung abgedruckt. Als ich dich jetzt leibhaftig vor mir hatte, war ich überrascht von deiner Größe und dem grauen Haar, das du im Nacken zurückgesteckt hattest. Die Zeit hatte deiner Schönheit nichts anhaben können. Früher mochten deine Züge weicher gewesen sein, jetzt waren sie markant, deine scharfe Nase, dein Kinn und deine Wangenknochen, deine Stirn mit den feinen Falten. Deine großen Hände wirkten wie Vögel, denen die Kunst des Fliegens abhandengekommen war. Voller Nachdruck solltest du mir später erzählen, dass du jegliche praktische Arbeit verabscheuest und gern wie die großen Künstler eine Ehefrau gehabt hättest, die sich um die weltlichen Angelegenheiten ihres Mannes kümmerte und ihn vor den Banalitäten des Lebens bewahrte. Von da an versuchte ich dich zu beschützen, wenn auch etwas

ungeübt und unvollkommen. Die Welt, in der du dich bewegtest, war für mich unergründlich. Aber ihre Türen standen einen Spaltbreit offen, und der Glanz, der hindurchdrang, machte mich neugierig auf das, was ich nicht sehen konnte.

Ich suchte in meiner Jackentasche nach deinem Haus Schlüssel und stellte fest, dass ich ihn vergessen hatte. Auf mein Läuten geschah nichts. Ich wartete ein paar Sekunden, dann drückte ich noch zweimal auf die Klingel. Wie ein Misseton in einer Harmonie kam mir der besiegte, rohe Blick des Stadtstreichers in den Sinn. Ich ging durch den Garten am Haus vorbei, Arthur trottete hinter mir her. Das Morgenlicht lag gleißend auf dem Kiesweg. Wie im Haus herrschte auch im Garten Stille, keine menschliche Seele weit und breit. Ein Veilchen war im Begriff, seine winterlichen Knospen zu entfalten. Eine winzige Demonstration des Lebens, die du Jahr für Jahr aufmerksam verfolgst. Ich schaute durch eines der Seitenfenster nach innen. Vereinzelt einfallende Sonnenstrahlen unterstrichen das Halbdunkel des Hausflurs.

Ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich dich sah. Du lagst am Fuß der Treppe, wo kaum noch Licht hinkam. Dein Körper war wie ein gefällter Baum neben der Stehlampe ausgestreckt, die ich dir zu deinem letzten Geburtstag geschenkt hatte. Ich lief zum Hintereingang. Die Küchentür stand weit offen. Als wäre jemand hinausgelaufen und hätte in der Eile vergessen, sie zuzumachen.

Ich kniete mich neben dich. Deine Hände waren verkrampft, als hätten sie unsichtbare Körper gekratzt, bevor du dich geschlagen gegeben hattest. Dein Kopf war von einer Blutlache umgeben. Du hattest dich am Arm geschürft, ein rötlicher Kratzer zog sich von deinem Handgelenk bis zum Ellbogen. Dein Nachthemd war bis über die Hüften hochgerutscht, zwischen dem schlaffen Fleisch deiner Beine sah man

die kahle weiße Scham. Ich zog das Nachthemd herunter, so gut es ging, erst dann griff ich dich an den Schultern und schüttelte dich.

»Vera, Vera!«

Du kamst mir so leicht vor, so zerbrechlich. Alles schien wie ein Traum.

Was dann geschah, liegt wie in einem Nebel. Die Zeit nahm einen anderen Verlauf, wurde ungreifbar und dunkel. Ich erinnere mich nur noch, dass irgendwann der Notarzt kam und ich entgegen jedem besseren Wissen deinen Körper hochhob, während die umstehenden Personen auf mich einredeten, ich solle mich beruhigen, sie ihre Arbeit tun lassen. Ich wollte nicht, dass irgendjemand dich anfasste, die Wärme spürte, die von deinem Körper ausging. Niemand sollte deinen erlöschenden Atem hören.

2

[Emilia]

»Denk immer daran, ich bin du«, sagte Jérôme, als wir uns am Flughafen Charles de Gaulle verabschiedeten.

Er war es gewesen, der mich zu der Reise gedrängt hatte. Allein hätte ich nie die Kraft aufgebracht, mich aus meiner inneren Isolation zu lösen. Bei meiner Rückkehr würden wir heiraten, so unvorstellbar sich das für mich auch anhörte.

Jenseits der Fensterfront vor uns sah man die Hinterteile der Flugzeuge, als würden sie vom Himmel hängen.

Ich bin du.

Es waren die Worte, die uns verbanden. Die uns immer vereint und vor Unglück beschützt hatten. Wie eine Beschwörung. Ich war er und er war ich. Schweigend gingen wir bis zur Sicherheitskontrolle und verabschiedeten uns, ohne uns zu berühren. Seine Miene war ruhig, zuversichtlich. Ich durfte sein Vertrauen nicht enttäuschen. Am Vortag hatte ich mich in Grenoble von meinen Eltern und Dr. Noiret, meinem Psychiater, verabschiedet. Dr. Noiret hatte mir Medikamente für eine mögliche Panikattacke mitgegeben. Trotzdem schlüpfte es mir ein weiteres Mal über die Lippen:

»Ich weiß nicht, ob ich es schaffe, Jérôme.«

»Du schaffst das, Emilia. Du schaffst das.« Und er legte seinen Zeigefinger auf meinen Mund, damit ich es nicht noch einmal sagte.

Im Flugzeug drückte ich mich in meinen Sitz, sah hinaus auf das Wolkenbett und rief mir Jérômes feingemeißelte Züge vor Augen. Er war immer dagewesen. Er repräsentierte für mich die menschliche Spezies, über ihn hinaus existierte nichts. Ich dachte an das Leben, das wir uns geschaffen hatten, in dem es keine Höhenflüge gab, aber auch keine tiefen Stürze. Es ist nicht leicht, sich mit einem solchen Leben zufriedenzugeben. Einem normalen Leben. Außergewöhnliche Dinge sind aufregend und bunt und verlockend. Aber sie sind auch zerbrechlich.

Darüber waren Jérôme und ich uns immer einig gewesen. Aber jetzt ließ er mich los. Er ließ mich los und fesselte mich gleichzeitig mit seinem Heiratsantrag. Warum? Warum hatte er mich zu dieser Reise gedrängt, mit seinen positiven Prophezeiungen ermuntert? Weil er so gut war. Ja, weil er gut war. Aber auch – und dieser Gedanke versetzte mir einen Stich –, weil wir an einen Punkt gelangt waren, an dem sich etwas bewegen musste. Wir waren beide vierundzwanzig, und wenn man jung ist, sollte die Gegenwart ein Ozean aus Möglichkeiten sein, sollte man Gelegenheiten suchen und ergreifen.

Bis hierher war ich an seiner Hand gelangt. Doch jetzt waren er und unsere beschützte Welt mit ihren leicht abgenützten Rändern hinter den Wolken verschwunden. Das Atmen fiel mir schwer. Ich bat um ein Glas Wasser. Die Sonne ging als großer Feuerball am Horizont unter. Ihr Licht wurde von einem Flugzeugteil so gleißend auf mein Fenster geworfen, dass ich meine Sonnenbrille aufsetzen musste. Wir flogen offenbar übers Meer, durch die Wolken sah ich spiegelndes Wasser. Aus der Entfernung besaß es nicht die Gewalt, die mich als Kind vor Angst gelähmt hatte.

Ich dachte an das Meer von La Serena, der Heimatstadt meiner Mutter. Als ich klein war, waren wir zweimal dort gewesen. Ich sah die schäumenden Wellenkämme vor mir, sah meine Mutter, die sich in diesen Wall aus Wasser warf und unter eine Welle tauchte, die sich im Gegenlicht brach. Ich sah meinen Vater, der neben mir im Sand saß und wie ich regungslos den Atem anhielt bei der Vorstellung, ein Wal könnte sie für immer verschluckt haben. Endlich kam ihr Kopf hinter der Gischt wieder zum Vorschein, sie winkte uns von weitem zu und demonstrierte uns wieder einmal ihre unbezähmbare Energie. Die sie so oft von uns fortgeführt hat, weg von dem wachsamem und zugleich resignierten Blick meines Vaters. Bei einem dieser Ausbrüche aus den ehelichen Banden war ich empfangen worden. Sie sagten es mir, als ich noch ein Kind war. Mein Vater war nicht mein Vater.

Sie waren seit fünf Jahren verheiratet gewesen und arbeiteten beide in der Sternwarte von Nizza. Sie hatten versucht, Kinder zu bekommen, aber dem Sperma meines Vaters hatte es an der nötigen Dichte zur Fortpflanzung gefehlt. Aus diesem und anderen Gründen, die ich erst mit den Jahren begriff, willigte mein Vater ein, das Kind, das meine Mutter von einem ihrer Praktikanten erwartete, wie sie ihm eines Tages eröffnete, als seines anzunehmen.

Es waren diese Bilder vom Meer, die ich sah, wenn ich an das ferne Land dachte, aus dem meine Mutter kam und in das ich jetzt flog. Wie sie in den Wellen verschwand und wieder auftauchte. Die Hand meines Vaters neben meiner, ohne sie zu berühren. Mit ihm verbunden in einem stummen Lächeln, mit dem wir die Tatsache besiegelten, dass wir beide, ob genetisch verwandt oder nicht, an dasselbe Ufer gespült worden waren.

Die Meerfetzen unter dem Flugzeug wirkten ruhig, von ihrer eigenen Stille eingenommen.

Mir kam der Gedanke, dass allen Dingen womöglich eine andere Wirklichkeit innewohnte, die sich mir bis dahin entzogen hatte.

3

[Daniel]

Das Zimmer lag im Dämmerlicht. Ich ging zu dir und legte meine Finger auf dein weißes Haar. Heizungsluft und Schweigen erfüllten den Raum. Die Stille war so groß, als lauerte hinter ihr der Tod. Um ein Handgelenk trugst du ein Plastikarmband mit deinem Namen. Man hatte dir ein Bein und eine Hand eingegipst. Beide Arme wurden von zahllosen Schläuchen zu beiden Seiten des Bettes ruhiggestellt, die an Maschinen zur Kontrolle deiner Körperfunktionen angeschlossen waren. Deine Augen bewegten sich unter den geschlossenen Lidern. Ein Beatmungsgerät versorgte dich mit Sauerstoff.

Der Arzt hatte mir erklärt, dass der Sturz neben den Prellungen ein schweres Schädel-Hirn-Trauma mit Hämatomen im Gehirn verursacht habe. Sie müssten Zeit gewinnen, während es abschwelle, deshalb hätten sie dich »in Schlaf versetzt«. Ein Euphemismus, der dir gar nicht gefallen hätte. Das künstliche Koma war die einzige Form, die Reize auf das Gehirn so niedrig wie möglich zu halten und den intrakraniellen Druck zu kontrollieren. Er erläuterte alles ausführlich. Doch auf meine Frage, ob du mich hören oder überhaupt merken würdest, dass jemand bei dir ist, antwortete er ausweichend. »Mit Sicherheit können wir das nicht wissen«, sagte er, »aber alles deutet darauf hin, dass ein Patient im Koma nichts um sich herum wahrnimmt.«

»Vera«, sagte ich, dann verschlug es mir die Stimme.

Mir wurde schwer ums Herz bei dem Gedanken, du könntest dort sein, in diesem Körper unter den Laken verborgen; du könntest versuchen, mir von dieser anderen Seite des Lebens etwas zu sagen. Ich nahm deine Hand und drückte sie fest.

Es hatte geregnet, draußen warfen die ersten Laternen ihren Schein auf die nasse Straße.

Eine Krankenschwester klopfte und betrat das Zimmer, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie war klein mit breiten Hüften, ich schätzte sie auf Mitte dreißig. Ihr Gesicht hatte die Drallheit einer reifen Frucht.

»Sie haben seit Stunden nichts gegessen. Warum gehen Sie nicht in die Cafeteria? Der Dame wird nichts passieren«, sagte sie, während sie etwas auf ein Notizbrett schrieb.

Als ich nicht antwortete, unterbrach sie ihre Arbeit und sah zu mir. Sie machte einen Schritt zurück und rückte sich den Dutt zurecht. Ihre Wangen wurden rot. Mir war klar, dass ich sie verunsicherte.

»Es ist gut, wenn Sie mit ihr sprechen und ihr Gesellschaft leisten. Ich bin sicher, dass sie Sie hören kann.«

Ich hätte sie gern noch etwas gefragt, aber ihr hochrotes Gesicht hielt mich davon ab.

»Ich heiße Lucy, wenn Sie etwas brauchen, drücken Sie einfach den Knopf hier.«

Nachdem sie gegangen war, setzte ich mich in den Sessel neben deinem Bett und schlief ein.

In regelmäßigen Abständen kamen Krankenschwestern herein, um deine Werte zu kontrollieren, und jedes Mal schreckte ich hoch. Als ich mitten in der Nacht wieder einmal brüsk aus dem Schlaf gerissen wurde, bereute ich plötzlich, so wenig über dich zu wissen. Über deine Herkunft, deine Fa-

milie, dein Leben. Du hattest einen Mann und einen Sohn gehabt, Manuel Pérez und Julián, aber du erwähntest sie nie. Ich wusste nur, dass dein Sohn mit dreißig Jahren an einer Lungenkrankheit gestorben war. Trotz unserer Nähe war auch ich dem Geheimnis unterworfen, mit dem du dich umgabst, um dich vor der Welt zu schützen.

Mich wunderte, dass sich auf die Nachricht deines Unfalls in den Zeitungen kein Angehöriger meldete. Und waren die Besucher, die kamen – Schriftsteller, Dichter, Geistesgrößen – auch ganz offensichtlich schmerzlich berührt, schien keiner dich besonders gut zu kennen. Die einzige Person, mit der ich mich in Kontakt setzte, war dein Freund Horacio Infante, der Dichter. Ich hatte seine Adresse nicht, aber Gracia brachte sie in Erfahrung. Aus unseren Gesprächen hatte ich herausgehört, auch wenn du es nicht ausdrücklich gesagt hast, dass Infante dir viel bedeutete. Seine Stimme am Telefon klang bewegt. Aber es kam mir seltsam vor, dass er dich nicht im Krankenhaus besuchte. Ich rief ihn ein weiteres Mal an, erreichte ihn jedoch nicht. Also hinterließ ich meine Mobilnummer auf dem Anrufbeantworter, sollte er sich nach dir erkundigen wollen. Später las ich in der Zeitung, dass er ein paar Tage nach deinem Unfall nach Paris zurückgefliegen war, wo er wohnte.

Als die Dunkelheit langsam dem ersten blauen Schimmer des Morgengrauens wich, stellte ich mir vor, wie in der Hülle deines Körpers dein Herz pochte und dass du dieses Herz warst. Auch wenn du mich nicht hören konntest, bewohntest du diesen Raum. In seinen Wänden lebtest du in anderer Form fort.

Benommen von der durchwachten Nacht, ließ ich das Auto am Krankenhaus stehen und ging den Fluss entlang zurück nach Hause. Das Morgenlicht stieg in den Bergen auf, erhob

sich blendend hell über den verschneiten Gipfeln und blinkte in den Fensterscheiben auf.

Als ich in unsere Straße gelangte, sah ich unter einer Decke den Obdachlosen auf einem unförmigen Sack an einer Hauswand schlafen. Seit einem guten Jahr strich er in unserer Gegend herum, wir hatten uns an ihn gewöhnt, an seinen Geruch, an das Klappern der leeren Dosen, die an Schnüren um seine Schulter hingen und aneinanderschlugen, wenn er sich vorwärts bewegte. Er war groß, hatte einen kleinen Vogelkopf, und hinter seinem heruntergekommenen Äußeren konnte man den stattlichen Mann erahnen, der er einmal gewesen war. Er hatte uns nie um Essen oder Geld angebettelt, ob seine Würde es ihm verbot oder weil er in einer anderen Welt lebte, war schwer zu sagen.

Zu Hause zog ich mich aus, duschte und schmierte mich an Gracia. Die Wärme ihrer Haut belebte meine Sinne, aber sie schlief und reagierte nicht auf meine Annäherungsversuche.

Zwei Stunden später wachte ich mit schmerzdem Körper auf. Gracia kam aus dem Bad, in ein Handtuch gewickelt. Sie ging zum Fenster und zog die Vorhänge zurück. Ich sah dein Haus, das überwucherte Ziegeldach. Mir fiel ein, dass Arthur und Charly furchtbar hungrig sein mussten. Gleich nach dem Aufstehen würde ich hinübergehen und sie füttern.

»Guten Morgen«, sagte Gracia mit ihrer rauen Stimme.

Ihre Augen waren gerötet, als habe sie wenig geschlafen oder geweint, und ihr Kinn bebte auf eine rührende Art.

Ihr stets gebräunter Teint hob sich von dem weißen Handtuch ab. Sie setzte sich im Schneidersitz in die Mitte des Betts und fasste ihr feuchtes langes Haar im Nacken zusammen. Gracia besaß ein unerschütterliches Selbstvertrauen. Wir haben nie explizit darüber gesprochen, aber ich wusste, dass so etwas für dich keine Tugend darstellte. Du hast mir immer

gesagt, das einzig Gute an einem Künstler seien seine Brüche, seine Ungewissheiten, seine Fragen und seine Irrungen, der ständige Zweifel an dem tieferen Sinn der Dinge. Durch diese Ritzen könnten Dinge hervorgehen, die es vorher nicht gegeben habe.

Aber Gracia hegte keinerlei künstlerische Ambitionen, und die Sicherheit, die sie in allen Lebensbereichen ausstrahlte, hatten ihr zu Karriere und Erfolg verholfen. Sie hatte Ingenieurwesen studiert, war dann aber mit zweiundzwanzig Jahren zum Fernsehen gegangen. Inzwischen, vierzehn Jahre später, präsentierte sie mit schwungvollem Temperament die Nachrichten im beliebtesten Fernsehsender des Landes und wurde täglich von Millionen Chilenen gesehen.

»Ich habe dich nicht nach Hause kommen hören. Wie geht es Vera?«, fragte sie mit besorgter Miene.

»Sie haben sie in ein künstliches Koma versetzt. In ihrem Alter ist die Möglichkeit groß, dass sie daraus nicht mehr aufwacht.«

Gracia schlug jäh die Augen zu, wie um einen schmerzlichen Anblick zu vertreiben. Dann schüttelte sie den Kopf, Wassertropfen spritzten auf, vom Licht erfasst. Sie strich ihr Haar wieder zurück und sah zu der Wand mit der von ihr gerahmten Skizze meines Museumsprojekts. Eine Zeichnung, die mich jeden Morgen daran erinnerte, dass ich einmal, in noch nicht allzu ferner Vergangenheit, einen wichtigen Preis gewonnen hatte und dass die Hoffnung noch bestand, die Idee einmal umgesetzt zu sehen.

»Das ist ja furchtbar.« Sie schlang die Arme um sich selbst.

Es war mir immer schwergefallen, Gracias Gedanken oder Gefühle zu errahnen.

Als ich sie kennenlernte, sehnte ich mich danach, durch unsere Liebe das Gefühl der Entfremdung zu überwinden,

das mich begleitet hatte, seit ich ein Junge war. Du hast mir gezeigt, Vera, wie kindisch diese Illusion war. Du hast mir gezeigt, dass jeder eine eigene Welt in sich trägt, mit ihren Konstrukten und Landschaften, die niemand anderem zugänglich ist. Gracia mochte dich nie besonders. Du spürtest es. Sie gab dir mit Schuld an meinem »Faulenzertum«, wie sie die lange Warterei bis zum Beginn des Museumsbaus nannte. Es war schon über ein Jahr vergangen, und die Behörden waren sich immer noch nicht einig. Immer gab es jemanden, der das Projekt vorantrieb, und einen anderen mit größerem Einfluss, der es bremste. Machtstreitigkeiten, technische Überprüfungen, andere Prioritäten. Ich hing unterdessen in der Luft. Jeden Tag stand ich auf und überlegte mir irgendeine andere Verbesserung, ein neues Material, eine betontere Schräge, einen breiteren Flur, und es verging kein Tag, an dem ich nicht am Computer saß und irgendetwas hinzufügte oder löschte. Du warst während dieser Zeit an meiner Seite, Vera. In deiner Gegenwart ängstigten mich die ereignislos verstreichenden Tage nicht. Ich war eingenommen von unseren Gesprächen, unseren Spaziergängen, entdeckte nach und nach das Universum, in dem du dich bewegtest.

»Es ist schrecklich. Ich ...« Gracia verstummte.

»Was?«

»Nein, nichts. Das Leben nimmt nur manchmal so plötzlich eine grausame Wendung.«

Ich hatte das Gefühl, Gracia meinte noch etwas anderes, das sich auf sie selbst bezog, oder auf uns beide. Ich wollte sie fragen, aber sie war schon aufgestanden und verschwand in den Tiefen ihres begehbaren Kleiderschranks. Ich sagte mir, dass die Dinge, die wirklich zählten, zu gnadenlos und verstörend waren, um ausgesprochen zu werden. Zu niederschmetternd. Ich zog die Decke über mich und schlief wieder ein.

Um zehn ging ich in die Küche und machte mir einen Kaffee. Ein paar Minuten später trat ich durch das kleine Tor, das ich am Ende unseres Gartens angebracht hatte, um beide Gärten zu verbinden. Der Winter hatte uns einen lichterfüllten Tag geschenkt, den du nicht sehen konntest. Glitzernde Staubpartikel tanzten über den Pflanzen. Arthur und Charly tauchten zwischen den Büschen auf. Arthur sah mich mit seiner gewohnten Bedächtigkeit schicksalsergeben an und setzte sich auf den Kiesweg, während Charly sich an meine Beine drückte und mit dem Schwanz durch die Luft schlug.

Seit dem Beginn unserer Freundschaft hattest du darauf bestanden, dass ich in deinem Haus nach Belieben ein und aus gehen solle. Du hattest mir einen Schlüssel für die Haustür gegeben und die Küchentür immer offen gelassen. Gegenseitiges Vertrauen hatte uns von Anfang an verbunden. Du hast mir sogar die Kombination deines Safes gegeben.

»Solltest du ihn einmal öffnen müssen, Daniel, nimm alles heraus, was du darin findest, und wirf es in den Müll. Es ist nichts von Wert dabei, Sentimentalitäten einer alten Frau. Die Papiere verbrennst du. Ich will nicht, dass die Hyänen nach meinem Tod in meinem Leben herumschnüffeln. Verstanden?«

Ich begriff nicht, warum du mir diese so persönliche Aufgabe antrugst. Zum ersten Mal hatte ich an deine Familie gedacht, an die Personen, die einmal an deiner Seite gewesen und aus irgendeinem Grund verschwunden waren. Eines Tages würdest auch du gehen, und dieser Tag war vielleicht nicht so fern. Der Umgang mit dir hatte mich verändert, was nach außen hin – außer für Gracia – nicht sichtbar, gerade deshalb jedoch umso tiefer und bedeutungsvoller war. Du hattest etwas in mich gelegt und mich gebeten, es zu hüten. Seitdem

hatte ich es in mir getragen, und jetzt hatte ich Angst, es könnte sich nach und nach in Luft auflösen.

Ich betrat den Hausflur, mein Blick fiel auf die getrocknete Blutlache. Ein Moment des Chaos, in der Zeit erstarrt. Die Stille wurde nur von dem unterirdischen Brummen der Heizung durchbrochen. Ich blickte zur Treppe, dann stieg ich die Stufen hinauf und stellte mir vor, wie dein Rücken, deine Knie, dein Kopf auf jede einzelne von ihnen aufschlug. Als ich ganz oben angelangt war, sah ich hinab. Die Schatten der Bäume fielen durch das Fenster im Hausflur und huschten über die Wände wie Fische. Ich ging weiter zu deinem Schlafzimmer, blieb aber in der offenen Tür stehen. Das Bett war ungemacht. Der Sturz musste sich morgens zugetragen haben, vielleicht kurz bevor ich dich gefunden hatte. Ich ging zur Treppe zurück. Ich wollte deine Schritte nachvollziehen, die Umstände des Unfalls aufklären. Der Arzt war nicht der Meinung, du habest das Bewusstsein verloren; die Kratzer an deinen Armen deuteten darauf hin, dass du versuchtest, dich an der Wand festzuhalten, während du fielst.

Mehrmals wanderte ich das kurze Stück auf und ab, dann ging ich wieder hinunter. Die Treppe war zwar ausgetreten, aber solide. Das Geländer war fest in die Wand eingelassen und hatte eine benutzerfreundliche Form. Die Stufen waren für einen sicheren Schritt konzipiert, dreißig Zentimeter breit und achtzehn hoch. Der funktionale Aspekt hatte bei dem Entwurf dieser schlichten Treppe fraglos überwogen. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass dein Sturz vielleicht kein Unfall gewesen sein mochte. Du warst eine kräftige Frau im Vollbesitz deiner geistigen und körperlichen Kräfte. Deine Bewegungen waren geschmeidig und sicher. Bei unseren Spaziergängen gabst du das Tempo vor. Manchmal machtest du dich sogar lustig über mich: »Nun komm schon, alter Dandy,

leg mal einen Zahn zu«, hast du oft gesagt und mich überholt. Ich versuchte, mich an die Position deines auf dem Boden liegenden Körpers zu erinnern, den Winkel deiner Arme und Beine, deine nackte Scham, doch das Bild war zu brutal, etwas in mir verscheuchte es gleich wieder. Ich fütterte die Hunde im Garten, dann ging ich wieder ins Haus und legte mich an der Stelle auf den Boden, wo ich dich gefunden hatte. Woran hattest du gedacht in den Sekunden, bevor du das Bewusstsein verlorst?

Mein Blick fiel auf eine Deckenmalerei, die mir nie zuvor aufgefallen war. Die filigranen Figuren vor hellblauem Hintergrund ähnelten denen, die aus den Höhen der Grand Central Station in New York über die Passagiere wachen. Ich dachte daran, wie wichtig das Universum und die Sterne für dich waren, ein allgegenwärtiges Thema in deinem Werk. Diese Zeichnung an der Decke war wahrscheinlich das Letzte, was du gesehen hast.

Ein kalter Luftzug strich über meinen Rücken, Arme und Beine. Ich erinnerte mich, dass die Küchentür weit offen gestanden hatte, und was ein paar Minuten zuvor nur eine vage Ahnung gewesen war, wurde plötzlich zur Gewissheit: Du warst nicht einfach gefallen, etwas oder jemand hatte deinen Sturz verursacht.

Ich suchte im Internet die Nummer der Kriminalpolizei heraus und rief dort an. Ich erklärte einer Frau mit müder Stimme den Vorfall und hätte am liebsten gleich wieder aufgelegt. Ich wusste, was sie dachte, was alle denken würden, denen ich von meinem Verdacht erzählen würde: Du warst eine ältere Frau, die gestolpert und die Treppe heruntergefallen ist. Fraglos erlitten jeden Tag Hunderte oder Tausende alter Menschen überall auf der Welt schwere Unfälle, und niemandem kann es in den Sinn, dass etwas anderes als ihr Alter

daran schuld sein könnte. Ich hatte keine Beweise. Niemand konnte jetzt noch deine Vitalität oder Trittfestigkeit bezeugen. Als ich mit meinen Ausführungen fertig war, erklärte mir die Frau, ich müsse mir einen medizinischen Bericht ausstellen lassen, der meine Vermutungen bestätigte, und damit zur Staatsanwaltschaft gehen, die dann eine polizeiliche Untersuchung anordnen würde.

4

[Emilia]

Nackte Bäume und graue Straßen.

Das war mein erster Eindruck von Santiago.

Ich kam zwei Monate vor Vera Sigalls Sturz in Chile an. Ich hatte vor, Material für meine Doktorarbeit zu sammeln, die ich ihrem Werk widmete. Und obwohl ich wusste, dass es schwierig sein würde, hoffte ich insgeheim doch, sie kennenzulernen.

Meine Mutter war zwar hier geboren, aber meine einzigen Erinnerungen an Chile waren das Meer und ihr aus den Wellen tauchender Kopf. Meine Großeltern waren verunglückt, als ich vier Jahre alt war, danach hatte meine Mutter den Kontakt zum Rest der Familie verloren, die vermutlich noch in La Serena lebte.

Durch die Vermittlung meines Vaters war ich an eine kleine Wohnung gekommen, die einem Chilenen gehörte, mit dem er in Grenoble studiert hatte und der damit einverstanden war, die Miete an mein knappes Budget anzupassen. Meine Wohnung, wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen konnte, befand sich auf dem Dach eines neunstöckigen Gebäudes gegenüber des Bustamante Parks, ein paar Straßen von der Calle Jofré entfernt. Ein Zimmer, eine Küche und ein Bad, um von einem zum anderen zu gelangen, musste man über die Terrasse gehen. Das Zimmer war klein und hatte eine ver-

blichene Blümchentapete. Auf dem Bett lag eine bunte Häkeldecke. In einer Ecke stand ein verschlissener blauer Samtessel und am Fenster ein Schreibtisch, auf den man einen Spiegel mit Zinnrahmen gestellt hatte. Ein paar leere Regale boten Platz für meine mitgebrachten Bücher. Die Küche war noch kleiner, aber sie war mit allem Nötigen ausgestattet. An der Wand hing eine tickende Uhr.

Nachdem ich meinen Koffer ausgepackt hatte, fühlte ich wieder die Beklemmung in mir aufsteigen. Ich hatte eine Mission zu erfüllen, eine Arbeit, der ich nachgehen musste, aber ich wusste, dass Jérôme und ich den wahren Grund für meine Reise nicht angesprochen hatten. Dass ich ihn nicht einmal vor mir selbst zuzugeben wagte.

Wir kannten uns seit unserer Kindheit. Wir waren zusammen in die Schule gegangen und mit Ausnahme der Zeit, die wir »den Unfall« nannten, immer zusammen gewesen. Wir hatten zusammen Hausaufgaben gemacht, gespielt, gelesen. Sein Vater arbeitete bei Caterpillar, montierte riesige Bulldozer, wofür Jérôme sich nie begeistern konnte. Bei uns zu Hause fühlte er sich in seinem Element. Als er sich für Astronomie zu interessieren begann, nahmen meine Eltern ihn unter ihre Fittiche. Mit vierundzwanzig Jahren war er bereits die rechte Hand meines Vaters am Schmidt-Teleskop.

Unsere kindlichen Bande überdauerten die Zeit, wir wurden ein Paar, wenn auch ein etwas sonderbares Paar, denn wir hatten uns nie berührt. Ein paar Wochen vor meiner Abreise nach Chile hatte Jérôme bei einem Abendessen in einem Restaurant in der Altstadt von Grenoble vorgeschlagen, wir sollten bei meiner Rückkehr heiraten.

»Aber Jérôme, wir können doch nicht ...«

»Es ist mir egal«, unterbrach er mich.

»Aber mir nicht.«

Ich wusste selbst nicht, worauf ich mich bezog. Ob auf die Überzeugung, dass ein normaler Mensch wie Jérôme nicht leben konnte, ohne einen anderen Menschen zu berühren, seine Liebe durch eine Umarmung zu besiegeln, oder auf die unaussprechliche Möglichkeit, irgendwo könnte es vielleicht jemanden geben, der mich aus meiner Erstarrung riss. Jérôme hatte auch kein besonderes Interesse an den körperlichen Aspekten der Liebe, aber bei ihm war es nicht bewusst, steckte keine Phobie dahinter. Er ging so in der Beobachtung der Himmelskörper auf, dass für Irdisches kein Raum blieb. Jérôme und ich waren unser Leben lang wie zwei einsame Planeten durchs All gekreist.

* * *

An diesem ersten Nachmittag stellte ich einen Küchenstuhl nach draußen und las in einer Ecke der großen Terrasse. Die Wintersonne schien auf die Fenster. Tauben spazierten mit gewölbter Brust über die Dächer und umgarnten sich. Auf einer benachbarten Terrasse flatterte die chilenische Flagge wie eine Flamme vor dem grauen Himmel.

Der Tag neigte sich dem Ende zu, es wurde kühl. Ich ging in mein Zimmer und schrieb Jérôme von meiner Reise, der Wohnung, dem Blick, den ich über die Stadt hatte. Erst indem ich sie aufschrieb, wurden die Ereignisse seit meiner Abreise greifbar und wirklich.

In dieser Nacht schlief ich kaum. Am nächsten Tag würde ich zum ersten Mal in die Bibliothek Bombal gehen, der Vera Sigall ihre Manuskripte, Briefe und Aufzeichnungen anvertraut hatte. Es war Horacio Infante gewesen, ein in Paris lebender bekannter chilenischer Dichter, der den Kontakt zur Bibliothek hergestellt und für mich die Erlaubnis erwirkt hat-

te, dort zu arbeiten. Ich konnte es kaum abwarten, dieses noch völlig unbekannte Material durchzusehen. Ich war mir sicher, es würde mir neue Einblicke in Vera Sigalls Werk eröffnen. Und nicht nur das.

Hier, am Ende der Welt, getrennt von Jérôme, wurde mir klar, wie viele Dinge es gab, von denen ich nichts wusste; das Leben lag so unendlich weit und verwirrend vor mir.